

ALCANTARA

Ausgabe 0
Oktober 2007
Herausgeber: MUSEION
Museum für moderne und
zeitgenössische Kunst
Bozen/Bolzano
I.P.

David Goldblatt

Laymert Garcia dos Santos

Fabrizio Gallanti

Jalal Toufic

Maxi Obexer

Sandra Boeschstein

Vincent Labaume

Jean-Luc Moulène

Emmett Williams

Ausgabe 0
Oktober 2007
Herausgeber: MUSEION
Museum für moderne und
zeitgenössische Kunst
Bozen/Bolzano

www.museion.it

Ihre Meinung ist gefragt: Leserbriefe senden Sie
bitte an journal@museion.it

Die Redaktion behält sich allerdings das Recht
vor, Briefe und Beiträge zu veröffentlichen, zu
bearbeiten, zu kürzen oder zu berichtigen.

Beiträge von

Sandra Boeschstein
Fabrizio Gallanti
Laymert Garcia dos Santos
David Goldblatt
Vincent Labaume
Jean-Luc Moulène
Maxi Obexer
Jaijai Toufic

Übersetzungen

Wolfgang Astelbauer
Gaby Gappmayr
Markus Klammer

Direktion

Corinne Diserens

Redaktion

Brigitte Unterhofer

Koordination

Silvia Rissbacher
Caterina Longo
Eva Bauer

Design

tomato - London

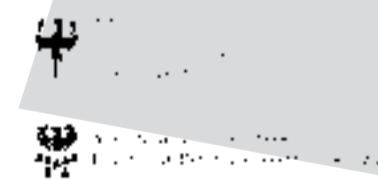
Druck

Athesia Druck GmbH, Bozen

Dolomiten

© Museion, Autoren und Künstler

Die Verwendung von redaktionellen Inhalten,
auch auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher
schriftlicher Genehmigung durch den
Herausgeber gestattet.



Letzte Seite:
Emmett Williams,
gestorben am 14. Februar 2007 in Berlin
aus "Selected Shorter Poems: 1950 – 1970,"
Edition Hansjörg Mayer, 1974
© Ann Noel

Es freut mich, Ihnen das *Museion Journal* mit seiner ersten Ausgabe vorstellen zu können. Dieses neue Onlinemagazin ist ein Bestandteil der vielseitigen Aktivitäten im Zusammenhang mit dem neuen Museumsgebäude, welches im Mai 2008 eröffnet wird.

Das *Museion Journal* wird monatlich erscheinen und über unsere Webseite zugänglich sein. Sie können die Zeitschrift auch per E-Mail erhalten. Angesichts der mehrsprachigen Wirklichkeit des Landes Südtirol und im Hinblick auf die internationale Dimension der behandelten Inhalte wird das *Museion Journal* in Deutsch, Italienisch und Englisch verfügbar sein.

Um die Bevölkerung und das Territorium direkt einzubinden, wird es auch zwei Printversionen der Zeitschrift – eine in Deutsch und eine in Italienisch – geben, die den auflagenstärksten Zeitungen des Landes, „Dolomiten“ und „Alto Adige“, beigelegt werden.

Obwohl das *Museion Journal* von einem Museum für zeitgenössische Kunst herausgegeben wird, wird es kein Kunstmagazin sein. Vielmehr soll es an der Tradition und den literarischen Erfahrungen in den Bereichen der Cultural Studies anknüpfen.

Bozen liegt in einer Grenzregion. Daher erscheint es für das Museion wünschenswert, nicht nur als Kunstbehälter zu fungieren, sondern auch als ein Medium der lebendigen Auseinandersetzung um Einsichten in die Zusammenhänge internationaler kultureller Diskussionen zu vermitteln und das Publikum vor Ort in den Dialog einzubeziehen.

In diesem Sinn haben wir also nicht vor, uns mit Themen zu beschäftigen, die sich direkt bzw. ausschließlich auf die Besonderheiten der Kunst beziehen. Stattdessen richten wir den Blick viel mehr auf die Bedeutung des „Momentum“, auf die bewegenden Kräfte und Impulse kultureller und sozialer Veränderung. Hierzu haben wir eine Reihe von Korrespondenten gebeten, auf der Grundlage ihrer jeweiligen Interessens- und Forschungsschwerpunkte mit uns zusammenzuarbeiten und Beiträge zu liefern. Ihnen allen möchte ich für ihre Mitarbeit zu diesem neuen Publikationsabenteuer danken.

Corinne Diserens
Direktorin



Squatter camp of foreign nationals between the N1 and Railway property at Woodstock, Cape Town, 22 August 2006
Ausländer-Squatterlager zwischen der N1-Autobahn und einem Eisenbahngelände in Woodstock, Kapstadt, 22. August 2006

Die Hütten waren zwischen dem Grasland eines alten Eisenbahngrundstücks und der N1-Autobahn nach Kapstadt eingezwängt. Die Squatter glaubten sich wahrscheinlich auf diesem schmalen Niemandslandstreifen, der als „gang“ bekannt war, vor einer Zwangsräumung sicher. Sie hatten ja keinen „wertvollen“ oder vermietbaren Grund besetzt. Die Leute waren angeblich Fremde, die meisten arbeitslos. Sie wurden für „gefährlich“ und „gewalttätig“ gehalten. Da ich ihr Lager fotografieren und das mit ihrem Einverständnis tun wollte, engagierte ich Freddie als „Vermittler“, der etwas Suaheli sprach und mir von meinem Kollegen Guy Tillim wärmstens empfohlen worden war. So gingen wir zusammen eines Morgens vorsichtig über das Grasland zwischen den Eisenbahngleisen und den Hütten. Vorsichtig, weil der Boden voller Kot war. Die Squatter hatten keine Toiletten. Wir wollten den Anführer sprechen, und man wies uns den Weg zu der Hütte eines Mannes namens John. Freddie erklärte, dass ich die Aufnahmen aus einiger Entfernung machen wollte, dass auf den Fotografien keine Gesichter bestimmter Personen zu erkennen sein würden und dass wir früh am Morgen kommen würden. Wir erhielten seine Erlaubnis.

Bei unserem ersten Versuch machte uns der Regen einen Strich durch die Rechnung. Am zweiten Tag gab es viel Wind, aber Freddie und ich schützten die Kamera mit dem Körper, und es gelang mir einige scharfe Aufnahmen, auch wenn die Belichtungszeit zu lang war, um die Bewegung des Frühverkehrs auf der N1 auszuschalten. Als es zu Beschwerden über eine zunehmende Kriminalität in dem Gebiet kam, fielen die Polizei und Beamte des Innenministeriums am frühen Morgen des 22. November 2006 über die Siedlung her. Über 200 Personen aus Tansania wurden verhaftet und abgeschoben, ihre Hütten zerstört. Die Frauen, die, fallweise mehrere Jahre lang, mit den Männern gelebt hatten, kehrten zu ihren Familien zurück oder zogen in andere Squatterlager. Eine sagte: „Ich habe mich in einen Tansanier verliebt, und auch wenn das Leben hart war, waren wir wenigstens wie eine Familie und haben alles geteilt.“ (Cape Times, 27. November 2006)

David Goldblatt
31. August 2007

ZWISCHEN ERSTER UND DRITTER WELT – EINE PERSPEKTIVE

Laymert Garcia dos Santos
São Paulo
Brasilien

Die Bedeutung des Momentums zu erfassen, kann an so verschiedenen Orten wie Bozen und São Paulo zu einem schwierigen Unterfangen werden

Es scheint nicht möglich zu sein, mit dem Museion Journal eine Zusammenarbeit zu beginnen, ohne sich zu fragen, was es bedeutet, eine Art „Antenne“ in São Paulo zu werden und für ein Publikum in Bozen zu schreiben. Vor allem, wenn man gebeten wird, die „Bedeutung des Momentums“ zu erfassen. Da stellt sich sogleich eine doppelte Frage: Zunächst einmal, wie soll man die Bedeutung des Momentums begreifen, als jemand, der im Raum-Zeit-Gefüge einer südamerikanischen Megalopolis von fast 19 Millionen Einwohnern lebt? Und überhaupt, wenn man davon ausgeht, dass dies möglich ist, wie soll man diese Perspektive und diese Bedeutung den Lesern in Südtirol vermitteln?

Die Aufgabe scheint nicht einfach zu sein, und das Risiko einer Fehlinterpretation ist enorm. Deshalb ist es notwendig, im Vorfeld einige Ideen zu entwickeln, die sowohl dem Geist des „Korrespondenten“ wie auch dem seines Publikums Orientierung sein können.

Als erstes ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass wir alle, Korrespondent und Leser, in ein und derselben Welt leben und zugleich in zwei unterschiedlichen Welten. Aus einem lokalen und globalen Blickwinkel betrachtet, sind wir Teil derselben Welt, denn unsere Städte stehen trotz aller möglichen Unterschiede unter dem gleichen kapitalistischen Regime, dessen Regeln, Normen und Werte des Marktes für alle gelten müssen. Dies ist der Bezug lokal-global, oder global, in der abstoßenden Sprache einiger Experten. Aber von einer nationalen Perspektive aus trifft dies überhaupt nicht zu, denn wir leben in Staaten, die zwei verschiedenen Welten angehören, im Fall von Bozen und der Provinz Südtirol die Erste Welt, im Fall

von São Paulo die Dritte Welt. Und dies schafft einen ziemlichen Unterschied zwischen uns. Derjenige, der mit Ihnen spricht, stellt sich unaufhörlich die Frage nach dem Unterschied zwischen der Ersten und der Dritten Welt, oder vielmehr nach der unablässigen Veränderung der Beziehungen zwischen den beiden. Diejenigen, die mir zuhören (davon gehe ich aus), stellen sich diese Frage nie. Es versteht sich also von selbst, dass wir die Welt nicht auf gleiche Weise und auch nicht von derselben Perspektive aus wahrnehmen.

Was heißt das nun, sich ständig die Frage nach den Beziehungen zwischen der Ersten und der Dritten Welt zu stellen? Nehmen wir ein konkretes Beispiel, damit der Leser nachvollziehen kann, wie uns sogar Wörter unterschiedlich treffen können: das Wort Stadt. Wenn Sie in São Paulo leben, bedeutet es überhaupt nicht, in einem urbanen Geflecht mit menschlichen Dimensionen zu leben, das sich allmählich entwickelte und das im Laufe der Zeit und auf uniforme Weise nachjustiert wurde, nach bestimmten Normen, die für alle gelten und welche die Stadt in einen öffentlichen Raum verwandeln, der uns zwar nicht gehört, aber dem wir angehören. Lange schon ist die Metapher des Gewebes nicht mehr in der Lage, ein monströses urbanes und bunt zusammen gewürfeltes Netzwerk zu bezeichnen, bei dem die Maßlosigkeit gang und gäbe ist, wo man systematisch jede ausdrucksstarke Spur der Vergangenheit zerstört, um etwas „Neues“ zu schaffen, wo das Gesetz wütet oder auch nicht, je nach dem Viertel, in dem Sie sich befinden und dem Eindruck, den Sie nach außen hin vermitteln, wo der öffentliche Raum gestaltet wird, im besten Fall von den Eliten, wie eine Weiterführung ihrer privaten Räume,

oder im schlimmsten Fall, von den Menschen, wie ein Niemandsland, das man völlig negieren oder verachten kann, das man aber dennoch ertragen muss, wie ein Hindernis, das man zwischen Ausgangspunkt und Ziel überwinden muss.

Im Grunde sollte man São Paulo nicht als Stadt bezeichnen, denn sie hat bereits alle Parameter zerstört, die jene modernen städtischen Agglomerationen noch mit der griechischen Stadt verbinden (inklusive jener Parameter, die die Stadt zu einer Polis machen, d.h. die Politik). Da mir diese Übersteigerung dessen, was Stadt ist, bewusst ist, befinde ich mich nach etwa 15 Jahren noch immer auf der Suche nach einem Wort, das dem gerecht wird – und ich habe noch immer keines gefunden. Aber wenn ich mich an meine Mitbürger wende, dann wird mir klar, dass dieser Unterschied in Bezug zur europäischen Stadt so sehr verdrängt wird, dass sie davon überzeugt sind, ihre Stadt zu lieben, dass es noch so etwas wie eine Gemeinschaft gibt. Kurz gesagt, sie haben Hoffnung, sie glauben, dass São Paulo trotz allem ein Territorium an Möglichkeiten ist und dass der Fortschritt eines Tages all diese Schwierigkeiten beseitigen kann. Als ob São Paulo zu dem werden könnte, was es hätte einmal sein sollen! Es gibt also eine Diskrepanz zwischen dem, was die Stadt wirklich dabei ist zu werden, und dem Konsens, der in der Gesellschaft vorherrscht. Was an sich nichts Neues ist, hat uns doch schon Marx auf jene berühmte „Verzögerung“ des Bewusstseins in Bezug auf die Realität hingewiesen.

Wäre São Paulo eine Stadt, so würde man gerne einen Spaziergang an den Ufern der beiden Flüsse machen, die die Stadt durchqueren, oder man würde durch die Straßen des Zentrums schlendern. Doch dies ist nicht der Fall. Niemand will

einen Fuß an die Ufer des Pinheiros oder des Tietê setzen, sie sind zu verschmutzt und umsäumt von Schnellstraßen; was das Stadtzentrum betrifft, so ist es eher ein Durchgangsort, den man schnell durchmisst, kein Ort zum Flanieren. Wenn andererseits São Paulo eine Stadt mit menschlichen Ausmaßen wäre und für seine Bewohner konzipiert, so müssten diese nicht stundenlang in den Verkehrsmitteln ausharren, um zur Arbeit und nach Hause zu fahren. Aber da die politische Klasse nicht da ist, um die Probleme der Bevölkerung zu lösen, dauert der Weg ewig und Staus sind vorprogrammiert, trotz der Tatsache, dass Autofahrer an einem Tag in der Woche nicht fahren dürfen. Schließlich, wäre São Paulo eine Stadt, gäbe es nicht so viele Autos mit gepanzerten Scheiben und so viele Helikopter, die reiche Leute herumchaffieren, so viele Bodyguards, die Menschen auf ihren Wegen beschützen. Denn die Frage der Sicherheit, die sich durch den zu tiefen Graben sozialer und ökonomischer Ungleichheiten stellt, wäre nicht so alarmierend geworden. Aber trotz des Anscheins von Normalität, seit den Tumulten von 2006 kann niemand mehr verleugnen, dass wir, sowohl was die Ordnung als auch das Chaos anlangt, einen Ausnahmezustand erreicht haben.

Man muss in São Paulo die unglaubliche Woche im Herbst 2006 erlebt haben (der Herbst hier entspricht dem Frühling in Bozen), um zu verstehen, was hier vor sich gegangen ist. In jenem Augenblick ist die bereits zugespitzte Krise in Bezug auf die Gefängnisse (jene staatlichen Institutionen, die sich in einem offenen Prozess des Verfalls befinden, nach dem Konsensgesetz von Washington, das den Minimum Staat predigt) eskaliert. Die Gewalt, die seit langem regiert – sowohl

seitens des Wachpersonals und eines korruptierten Gefängnisystems als auch von Gefangenen, die sich in kriminellen Gruppen zusammenschließen – hat ihre Mauern durchbrochen, um in der vom Unvorhersehbaren getroffenen Metropole einen Ölfleck zu hinterlassen. Es war eine unglaubliche Demonstration der Unfähigkeit, wie die Autoritäten mit kriminellen Organisationen umgingen und die Kontrolle in der Riesenstadt zu bewahren trachteten. Man muss sich nur vor Augen führen, dass diese eine Woche mit Attentaten gegen Ordnungskräfte und die polizeiliche Reaktion vor allem in den Bezirken am Stadtrand etwa 500 Tote forderte; man muss nur an den schwarzen Montag denken – an jenem Tag hatte das organisierte Verbrechen auf eklatante Weise seine Macht zur Schau gestellt, als es um vier Uhr nachmittags den Abbruch von fast 80 Aufständen in den Staatsgefängnissen von São Paulo koordiniert und selbst den Beginn einer Ausgangssperre für die Stadt und die größten Städte der Provinz verfügt und kontrolliert hat. Eine Ausgangssperre, die natürlich illegal war, faktisch und ungesetzlich, die in den Medien von den Autoritäten immer wieder dementiert, aber von tausenden Bürgern respektiert wurde. Man muss die verlassenen Straßen und Avenuen gesehen haben, sie waren noch verlassener als bei den Spielen der Weltmeisterschaft, um das Ausmaß dieses Vakuums beim Monopol der Gewalt zu verstehen. São Paulo, „die Stadt, die niemals innehält“, hielt schließlich doch inne...aus Angst! Der Bezug zum Ort, das tägliche Leben in einem städtischen Netz und die Frage der Gewalt und der Sicherheit sind, so scheint es mir, ausreichende Indikatoren, um einem Bewohner Südtirols eine Vorstellung vom Umfeld zu vermitteln,

in dem sich ein Korrespondent bewegt. Selbstverständlich wären fast alle „Paulistanos“ nicht meiner Meinung, sie würden indigniert auf dieses zu schwarze Bild von São Paulo reagieren. Da sie eine Art Postkarten-Image von ihrer Stadt vermitteln wollen, natürlich vor allem im Ausland, würden sie mir, um mich zu disqualifizieren, tausend Argumente aufzählen, um dem entgegen zu treten, was ich erlebt habe. All diese Argumente sind vielleicht ebenso zutreffend wie die Probleme, von denen hier die Rede ist, ich behaupte nicht das Gegenteil. Aber ich wollte Ihnen in Bozen wenigstens bruchstückhaft die großen Verflechtungen, die São Paulo kennzeichnen, darlegen. Der Philosoph und Wissenschaftler Michel Serres, der für einige Jahre in dieser Stadt gelebt und unterrichtet hat, sagte einmal, dass São Paulo deshalb wichtig oder interessant sei, ich weiß es nicht mehr so genau, weil sich hier alle Probleme der Zukunft schon heute abzeichnen würden.

Soweit also eine erste Annäherung. Es wäre interessant zu erfahren, ob hiermit jene „Bedeutung des Momentums“ erfasst wurde. Nächstes Mal werde ich mich wieder bemühen.

FUN & FUN

Fabrizio Gallanti Mailand Italien

Kinderstadt und Warenhaus – ein verführerisches Angebot

Fun & Fun. Diese verführerische Einladung ist zusammen mit einem Bildsymbol – zwei stilisierten Kindern in gelb vor blauem Hintergrund – auf der Markise angebracht, die den Eingangsbereich eines Geschäfts vor der Sonne schützt. Drinnen werden, wie es auf den ersten Blick scheint, Schuhe und Bekleidung für Kinder verkauft. Wir befinden uns in Mailand. Das Geschäft liegt im Erdgeschoß des Gebäudes in einer Seitenstrasse zum Viale Brianza, eine der Hauptverkehrsachsen, die vom Piazzale Loreto ausgehen und auf denen täglich tausende Fahrzeuge zirkulieren und von einer Reihe von Ampeln aufgehalten werden. Das Gebäude mit dem Geschäft Fun & Fun unterscheidet sich nicht von der Masse der kleinbürgerlichen Wohnblocks aus der Zeit nach 1945, wie sie für die Gegend um Loreto typisch sind. Wenige hundert Meter davon entfernt, an der Piazza Caiazzo, hebt sich ein Bürohaus von Giò Ponti vom allgemein vorherrschenden Grau ab, es ist mit grünem Klinker verflies und erinnert an die Experimentierfreude und die erfolgreichen Bemühungen der modernen Mailänder Architekten. Von der Piazza Caiazzo aus erblickt man jenseits der wuchtigen Stazione Centrale aus weißem Marmor die schlanke Silhouette des Pirelli-Turms, ebenfalls von Giò Ponti, das langjährige Symbol für die Modernität und den Fortschritt in dieser Stadt.

Zum Gebäude des Fun & Fun und der Straße fällt mir wenig ein, obwohl ich erst kürzlich dort war. Als ich angestrengt einen Kinderwagen über den dunklen und von der Junihitze aufgeweichten Asphalt schob, der von unzähligen Reifenspuren und Stellböcken der Mopeds gezeichnet ist, typisch für die Archäologie der Gehsteige in den Mailänder Außenbezirken, sind mir vor allem ein paar Jugendliche aufgefallen, die gerade einen Joint drehten und an

der Außenmauer einer großen Schule lehnten. Ein Lyzeum? Eine technische Oberschule? Die am Eisengitter aufgeklebten Flugblätter gaben es nicht preis; sie riefen zu den Schulwahlen auf, die schon eine Weile zurücklagen. Mir fiel der Slogan auf: Tod den Idioten, vielleicht übernommen von Leonardo Sciascia und seinem Zitat von Napoleon bei der Musterung der Truppen, ein Slogan, den der Autor benutzt hat, um ein Mitglied des Gemeinderates von Palermo zu verspotten, als er selbst Mitglied war. Die jungen Burschen, drei waren es, trugen knielange Jeans, ärmellose T-Shirts, sehr kurze Haare, die jedoch über den Ohren mehr Volumen hatten und an eine militärische Haartracht erinnerten. Die Turnschuhe mit den Streifen in kalten Farben (grau und schwarz) waren so konstruiert, dass sie das System der Stoßdämpfung im Fersenbereich sichtbar machten, als wollten sie an die Geschwindigkeit von Tigern oder Zebras erinnern.

Die hellen Augen und die bleiche Haut, gesprenkelt von jugendlicher Akne, ließen mich vermuten, dass es Slawen seien. Tatsächlich sprachen sie untereinander nicht italienisch, jedoch konnte ich ihre Sprache nicht erkennen. An der Straße des Fun & Fun stehen mehrere Wohnblocks mit fünf oder sechs Stockwerken, und an der gegenüberliegenden Straßenseite etwas, das ganz nach Bürogebäude aussieht, nach außen hin völlig verschlossen, mit einem wellig glänzenden Metallblech verkleidet und überwacht von mehreren Telekameras mit einer lückenlosen Kontrolle über den Eingangsbereich. Nachdem ich an den Jugendlichen vorbei war, tauchte die Aufschrift des Fun & Fun auf: jetzt wusste ich, ich hatte mich nicht verlaufen.

Ich betrete den Eingang des Geschäfts und stelle fest, dass sich das Fun & Fun an der Rückseite befindet, in einem rechteckigen Innenhof mit quadratischen Fliesen aus grauem Zement, der aufgelockert wird von einem vernachlässigten Blumenbeet mit vier infolge des geringen Sonnenlichts ziemlich farblosen Pflanzen. Vom Innenhof aus führt eine für den Ort viel zu große Treppe zur Schiebetür am Eingang. Sie ist mit einer bogenförmigen Konstruktion aus Metallrohren überdacht, auf die eine Stoffplane in Gelb und Blau gespannt ist, in der Art, wie man sie vor den Eingängen zu den Motels in den Vorstädten findet.

Hier wird Fun & Fun angepriesen als „der größte überdachte Spielpark in Mailand“. Fun & Fun verteilt sich auf mehrere Stockwerke. Am Eingang müssen die Kinder die Schuhe ausziehen und in dafür vorgesehene Schränke verstauen. Die Erwachsenen werden angehalten, in Überschuhe aus blauem Kunststoff zu schlüpfen, wie in einem Krankenhaus. Gleich am Eingang ist auch eine Empfangstheke mit der Kasse und eine Bar, in der all jene Produkte ausgestellt und verkauft werden, die bei Ernährungsfachleuten und ängstlichen Müttern Tabu sind: das ganze Spektrum fluoreszierender Farben bei Süßigkeiten und Schokoladebonbons, die glänzenden Kunststofffolien der Verpackung bei Chips und Imbissen erzeugen zusammen mit den verschiedenen kohlen säurehaltigen Getränken einen berauschtenden Sog von Begierden und Reizen.

Nachdem man die Eintrittskarte bezahlt hat (wir waren allerdings wegen eines Geburtstags dort), landet man in einem Geflecht zylindrischer Segmente aus farbigem Kunststoff der amerikanischen Marke Little Tikes, das über vier Stockwerke führt. Hier stößt man auf Plattformen und stille Winkel. Die Kinder (wenn sie älter als fünf Jahre

sind, so steht es auf einer Hinweistafel), können sich in diesem phantastischen Turm verlieren, sie können von einer Ebene zu einer anderen springen, über Strickleitern klettern, eintauchen in ein Meer von farbigen Bällen oder zwischen den am tragenden Skelett angehängten Terrassen herumsteigen. Man versteht, dass die Leere, in welcher sich der Turm ausbreitet, identisch ist mit dem Treppenhaus, das von Erwachsenen und Kleinkindern genutzt wird, um nach oben oder nach unten zu gelangen, was freilich weniger aufregend ist. Auf dem Weg nach unten erreicht man, getrennt vom Eingang im Erdgeschoß des Turms, das Tiefparterre mit zwei Zonen: eine besteht aus kleinen Nischen mit Kunststoffwänden und Disneyfiguren als Dekor, die man für Geburtstagsfeiern mieten kann, und die andere, in der lärmende Kinder große Mengen von farbigen Schaumstoffklötzen zu phantasievollen Konstruktionen zusammenfügen und wieder zerschlagen.

Das Geschehen artet rasch in eine hemmungslose Polsterschlacht aus, die von einem Aufseher unterbrochen wird, der mit Hilfe einer Trillerpfeife die Ordnung wieder herstellt. Fernsehmonitore, die an den tragenden Säulen angebracht sind, spielen durchgehend japanische Comic-Filme bei großer Lautstärke. Auf der gesamten Fläche stehen Spielkonsolen wie Playstation oder andere mechanische Spiele zur Verfügung, wo man wie im Luna Park (mit Autos, Eisenbahnen, Pferden) die dafür notwendigen Spielmünzen an geeigneten Automaten gegen Geld eintauschen kann.

An strategischen Stellen sind Vitrinen aufgestellt, angefüllt mit Spielzeug oder anderen Accessoires (den Winx, Bratz, Witch, den Cuccioli Cercamici, den Minipony und anderen mir unbekanntem), die man beim Ausgang kaufen kann.

An den Wänden hängen gerahmte Zeichnungen, welche die Besucher informieren, dass alle Räume gereinigt und desinfiziert sind und dass dafür Lysoform verwendet wurde. Die Flasche mit Lysoform wurde dabei als lachende Figur gezeichnet, nach der Art von Comics. Insgesamt zähle ich, verteilt über das Tiefparterre, vierzehn von diesen kleinen Figuren.

Auf einer langen und mit farbigem Stoff überzogenen Bank sitzen viele Frauen. Männer, abgesehen von einzelnen Animatoren in T-Shirts mit aufgedrucktem Logo des Geschäfts, sind nicht zu sehen. Einige der Anwesenden sprechen miteinander, als wären sie auf einer Piazza: es scheint, dass sie sich kennen, aber mir ist nicht klar, ob sie sich häufig dort treffen. Andere wiederum lesen eine Zeitschrift und manche, es scheint sich um Servicepersonal oder Babysitter zu handeln, schauen so müde drein, dass sie froh sind um jede kurze Pause, die sie haben. Sie nicken kurz ein und werfen zwischendurch einen Blick auf das ihnen anvertraute Kind, damit es sich nicht zu weit entfernt.

Es ist spät, wir schließen, so verkündet es ein Lautsprecher.

Am Ausgang zwingt uns eine quälende Folge von Umwegen, vorbei an Wänden aus Gips, noch einmal durch das Geschäft mit den Schuhen und Kleidern zu gehen. Die Barbie-Sandalen mit der Applikation aus Kunststoffperlen sind im Angebot.

SCHNELLER/LANGSAMER ALS MAN SELBST

Jalal Toufic

Die meisten Menschen scheuen vor der Wahl der Entscheidung zurück, weil eine solche, wie lange man dazu auch brauchen mag, eine Erneuerung der jeweiligen Bestimmung der Resultante aus den zu diesem Zeitpunkt wirkenden Kräften bedeutet. Da eine Entscheidung das Ergebnis bloß neu formuliert, ist sie redundant. Damit eine Wahl möglich ist, darf es umgekehrt keine Resultante der Kräfte geben: Eine Wahl verlangt den Aufschub der momentanen Erzeugung einer resultierenden Kraft. Die Unmöglichkeit einer resultierenden Kraft bewirkt die Auflösung von Vektoren in Linien (Empfehlung: das Erzwingen nicht erzwingen, die Linie nicht auf soundso viele Punkte reduzieren, von denen jeder Mittelpunkt eines Circulus vitiosus ist, nicht zulassen, dass sich alle Kräfte auflösen, sondern ein Mindestmaß an Kraft beibehalten, um sich der Möglichkeit zu versichern, dazu gezwungen werden zu können, Wände oder Ecken nach einer kreativen Begegnung mit dem zu durchbrechen, was sich dann einstellen mag. Aber kann man einer Wand oder einer Ecke begegnen? Man kann, wenn sich alle seine Kräfte in Geschwindigkeiten aufgelöst haben. Dann kann man zwar nichts mehr schaffen, aber alles wird zum Wunder.) Mit dieser Auflösung gibt es kein Ziel mehr, sondern nur mehr ein Labyrinth, in dem sich alle Handlerner verlieren. Dieser Zustand des Verlusts zeigt sich zuerst in Worten, so zum Beispiel *sein Hemd verlieren, seine Sprache verlieren*. Ein solcher Verlust ist zwar lästig, aber nicht erschreckend, weil sich Worte wieder finden lassen—in Wörterbüchern. Doch bald danach folgt ein komischerer, gefährlicherer und furchterregenderer Prozess. 23. Juni 1987: Verlust meines Telefonverzeichnisses. 1. Juli: Verlust des Schlüssels für einen Videoproduktionsraum, der eine 40-Dollar-Strafe nach sich zieht. 14. Juli: Verlust einer Tasche mit meinem Pass und einem Notizbuch während meiner Übersiedlung in einen anderen, kleineren Raum. Heute überkam mich das beunruhigende Gefühl, dass ich einen der zerstreuten Teile meines Körpers verloren haben könnte. Wenn dieser Prozess nicht bald ein Ende hat, habe ich Angst, meinen Verstand zu *verlieren*. Durch die Auflösung der Vektoren ist es mit dem Pfeil der Zeit vorbei. Es gibt keine Zeit mehr, *um zu*. Menschen, die nicht mehr das Gefühl haben, dass es herauszufinden an der Zeit ist, dass die Zeit nie rechtzeitig kommt. Zeit sollte logischerweise während, vor und nach zwei gleichzeitigen Handlungen stattfinden. Findet sie stets dazwischen statt, hat das damit zu tun, dass die Zeit immer zu spät kommt. Man kann nicht einmal auf diese sich verspätende Zeit warten, weil man auf die Zeit nur in der Zeit warten kann.

Eine Handlung in allen unterschiedlichen Geschwindigkeiten durchzugehen hat nichts mit Wiederholung zu tun, sondern ist eine Form, ja vielleicht die einzige Form, mit Wiederholung Schluss zu machen—in allen unterschiedlichen Geschwindigkeiten mit Ausnahme der langsamsten, die das schwarze Loch ist, das alle anderen verschlingt, und die daher keine eigene Geschwindigkeit, sondern die Blockade aller anderen ist. Man kann die langsamste Geschwindigkeit noch immer erfahren, wenn man die absolute erreicht, da diese mit der langsamsten identisch ist, auch wenn es eine eigene Geschwindigkeit ist.

Geschwindigkeiten treffen mehr oder weniger lang auf andere Geschwindigkeiten und bringen so Geschwindigkeiten von Geschwindigkeiten hervor. Man ist eine aus Geschwindigkeiten, Geschwindigkeiten von Geschwindigkeiten und „einem“ Noumenon bestehende Dreifaltigkeit. Das Noumenon ist in allem dasselbe. Alles davon ist „in“ allem, ob dieses nun teleskopisch, mikroskopisch oder eine Sache des bloßen Auges ist.

Schnelligkeit und Langsamkeit sind keine Frage dessen, wie viel man in einer bestimmten Zeit tut, sondern ob man schneller beziehungsweise langsamer oder synchron mit sich ist (Photonen sind in nichtörtlichen Interaktionen schneller als sie selbst).

Die Zeit versucht uns zu entleeren, weil jede Schöpfung ein Dahineilen von Zeit ist.

Nur Zeit, die rechtzeitig kommt, ist Geld. Zeit kommt nicht immer rechtzeitig, Geld kommt immer rechtzeitig,

„Zeit ist Geld.“ Im Kino ist nur die abstrakte, durch Inserts hergestellte Zeit Geld. Deshalb lassen kommerzielle Filmemacher beim Drehen keine Zeit vergehen, sondern ziehen Inserts vor. Sie haben in fast allen Szenen mindestens eine Figur, damit sie von einer zur anderen schneiden können, d. h., die verschiedenen Figuren abwechselnd als Inserts verwenden und diese einander als Inserts verwenden lassen können. Wenn solche Filmemacher sich manchmal

bereitfinden, Szenen mit nur einer Figur zu drehen, geschieht das deshalb, weil sie dann subjektive Einstellungen als Inserts verwenden können—wie viele Point-of-View-Shots im Kino sind keine bloßen Inserts? Wenn man im Film die Zeit nicht vergehen lässt, wird der Film zum Zeitvertreib.

Man sollte nie jemanden hetzen, nie etwas beschleunigen (Großzügigkeit stellt keine Ansprüche), jedem und allem seine Zeit geben (auf etwas warten heißt, es beschleunigen wollen), wenn er oder sie oder es großzügig ist und beginnt, bevor man da ist, lässt er oder sie oder es einen dann nicht warten (da sich der Duft der Blume verbreitet hat, bevor ich da war, habe ich nicht darauf warten müssen. Nur die Großzügigen sind verfügbar. Doch ich bin aufgebrochen, bevor es überhaupt für mich existiert hat, ja obwohl es vielleicht überhaupt nie für mich existieren würde: Zerstreuung. Nur die Großzügigen sind verfügbar)(jedes nicht messianische Warten ist unterwürfig). Beschleunigt oder verlangsamt man die Zeit jedoch (Großzügigkeit ist anspruchsvoll), begibt man sich in eine nicht synchrone Zeit, mit der man zusammenstößt oder die einen von hinten erwischt, bilden sich Ecken/Wände, die durchbrochen werden müssen. Zwei völlig unterschiedliche Arten von Druck: einen Journalisten oder eine Journalistin durch einen Termin hetzen, die ihn oder sie synchron schalten (Begabung, auch solche, die von der Gesellschaft vernachlässigt oder missverstanden wird, ist synchron); und die Zeit beschleunigen, was zu Nichtsynchronizität führt (zu Zwang, der sich einstellt, wenn man sich, nicht synchron mit sich, nicht trauen kann), die den Schreibenden oder die Schreibende unabhängig von jedem Termin unter unmenschlichen Druck setzt. Schaffen setzt voraus, dass man sich in eine Ecke/gegen eine Wand stellt, die durchbrochen werden muss, also langsamer ist als man selbst. Das ergibt ein Aufnehmen ohne jedes Warten: Aufnehmen, ohne warten zu müssen, heißt, schneller zu sein als man selbst. Es verlangt den Aufschub dessen, was man empfangen hat, also abermals langsamer zu sein als man selbst (wobei langsamer zu sein als man selbst nicht mit faul sein zu verwechseln ist), damit eine übersättigte Lösung möglich wird. Wer der Möglichkeit der Wahl und einer übersättigten Lösung willen etwas aufschiebt, ist sowohl gegen Ungeduld, weil Ungeduld die Begegnung von Dingen verhindert, als auch gegen Warten, das bestenfalls eine gesättigte Lösung ergibt. Da langsamer als man selbst zu sein ein nicht synchroner Zustand ist, erlaubt es anderen nicht, einen einzuholen, denn das Nichtsynchrone fällt in den Bereich des Gleichzeitigen, während Einholen dem der Aufeinanderfolge angehört.

Während Schwerfälligkeit ein Ungleichgewicht von Kräften darstellt—wie ein inkompetenter Physikschrüler übersieht der Körper beim Addieren der Kräfte zur Berechnung der Resultante die Anzahl der Kräfte—ist Ungeschicklichkeit eine Frage von Geschwindigkeiten, von schneller oder langsamer sein als man selbst. Ungeschicklichkeit ist die schräge Eleganz aphoristischer Autoren.

Ich hatte es eilig, sie zu treffen. Sie hatte es nicht eilig, mich zu treffen. Wie hätten wir da einander nicht verpassen sollen?

Müdigkeit unterstellt ein Ungenügen der Zeit, weil sie Ruhe impliziert.

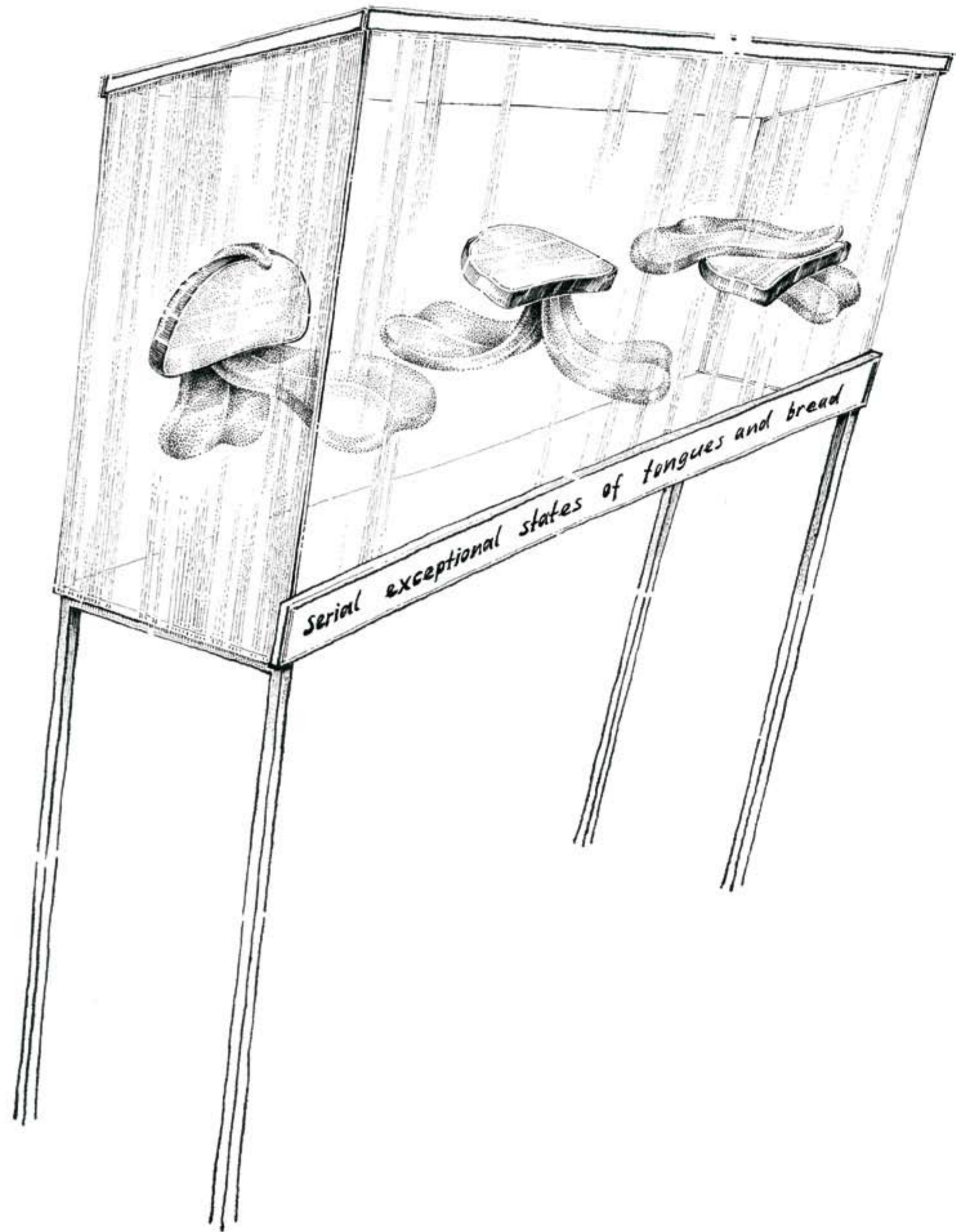
Trägheit steht mit Ruhe in Zusammenhang und nicht damit, wie niedrig der Energiepegel ist: Supraleitfähigkeit, der widerstandlose ununterbrochene Fluss von Elektronen, ist ein niedriger Energiepegel als der Normalzustand.

Man sollte, wenn und wann man ruht, nicht bloß bescheiden, sondern demütig sein.

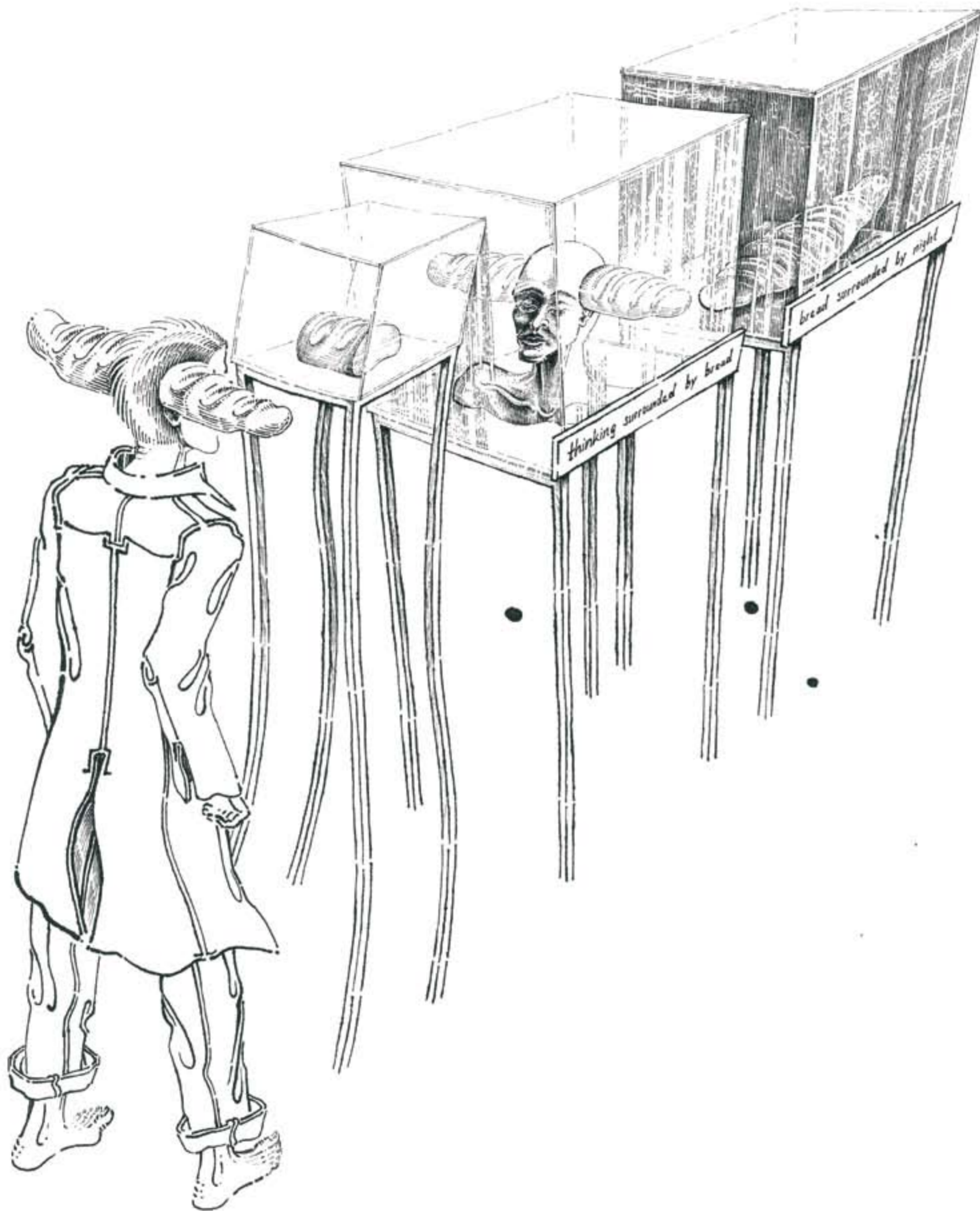
Cioran sagt: „Der Aphorismus ist ein Schluss. Ich schreibe zwei oder drei Seiten und veröffentliche nur das Endergebnis. Ich verschone den Leser mit dem Fortschreiten meines Denkens.“ Er schreibt: „Man muss den späten Nietzsche zensieren, dieses übermäßige Geschnaufe beim Schreiben, das Fehlen von Ruhepausen.“ Der Aphorismus ist kein Schluss. Jedenfalls muss man sich mit „dem Fortschreiten“ seines Denkens verschonen (auch Denken geht in einem „schwarzen Sack“ vor sich). Warum hätte man solchenfalls das Verlangen zu ruhen?

Jalal Toufic, excerpt from Distracted, 2nd edition (Tuumba Press, 2003), pp. 66 - 70.

Sandra Boeschstein: *Serielle Assoziationsidee bei Zungen und Brot*, 2007, Tuschle auf Papier
Denken mit Brot umgeben/Brot mit Nacht umgeben, 2007, Tuschle auf Papier



WHEN FORMS BECOME STRATEGY



MONEY & INVESTING

Russia central bank says foreign debt is too high

A WSJ NEWS SERVICE
NIZHNY NOVGOROD, Russia—Russian banks are borrowing too much abroad and need to start borrowing more domestically, the country's top banking supervisor said.
 Gennady Melikyan, first deputy chairman of the Central Bank of Russia, put current foreign borrowing of Russian banks at 15% of total liabilities, or 2.65 trillion rubles (\$102.87 billion) as of July 1. He called that level much too high.
 Massive external borrowing and equity fund raising by Russian companies have driven record net private-capital inflows, which have replaced oil revenue as Russia's main source of foreign currency and fueled a liquidity bonanza earlier this year.
 Russian banks borrow abroad at lower interest rates and lend money at home at high rates as Russians discover the advantages of consumer lending.
 The large share of foreign debt liabilities makes Russian lenders less vulnerable to bank runs at home but

makes them more vulnerable to the kind of interest-rate and currency risks that have been triggered by the U.S. subprime-mortgage crisis.
 Russia's central bank has pumped liquidity into the banking system via repo auctions over the past week as money-market rates jumped. It sold as much as \$4 billion to curb a selloff in the ruble on Tuesday as foreigners dumped Russian assets.
 "Currency risks in this situation rise," Mr. Melikyan said, calling for the government's help in forcing banks to raise more funds at home and less abroad.
 "We should think how to replace foreign borrowing by domestic. Maybe with the government's or development institutions' help," Mr. Melikyan said. He didn't elaborate.
 The government allocated about \$10 billion to the capital of the Bank of Development, created to support infrastructure projects and industry revival. The bank is expected to emerge as a major borrower this year.

Major indexes end slightly higher aided in part by central banks

By SARAH TURNER
MarketWatch.com
LONDON—European indexes closed slightly higher Thursday, marking their fifth straight winning session.
 The pan-European Dow Jones Stoxx 600 index edged up 0.2% to 369.33. The retail sector rose about 1%, making it one of the biggest gainers, as it recovered from recent weakness.
 Supermarket chain Tesco rose 2.7% in London, with retailer Metro adding 1.6% in Frankfurt.
 Among major national indexes, the German DAX 30 index closed up 0.2% at 7511.96 and the French CAC 40 index edged up 0.1% to 5523.33. The U.K.'s FTSE 100 index ended barely in the black at 6196.90.

European markets have been aided in recent sessions by central banks, which continued to pump money into the banking system in a bid to ease a credit crunch. Demand Thursday for three-month funds from the European Central Bank was three times the amount the bank was offering, a sign of how hungry banks are for longer-term cash.
 Building-materials company Holcim rose 1.1% on strong profit. Some financial stocks rallied after Bank of America said it would invest \$2 billion in troubled U.S. mortgage lender Countrywide Financial. U.K. mortgage bank Northern Rock jumped 4%.
 Ewin Interactive Entertainment jumped 9.3% after the Vienna online betting-services provider reported a narrower loss for the second quarter.

NYSE Euronext's shares stumble

Continued from page 15
 cents a share from 60 cents a share two months ago.
 Some analysts say another key component will be for NYSE to deliver on promised cost savings from its Euronext deal, expected to take more than a year to realize.
 The best-case scenario for NYSE, including its often overlooked European stock and derivatives business, would be for continued volatility. If there is a protracted bear market, NYSE could see a volume decline. According to NYSE data, average daily trading volume has declined in four years since 1970—1974, 1988, 1990 and 2003—and all those years followed rough periods for stocks. In recent years, NYSE has changed pricing so that its revenue is more closely tied with the actual growth—or decline—in trading activity.
 The other big concern for NYSE stock is that it will pay too much to grow bigger in the U.S. derivatives market, a stated goal of Mr. Thain's. NYSE has held discussions

in recent weeks with Nymex Holdings Inc., operator of the big energy and metals market, the New York Mercantile Exchange.
 While most investors understand the strategy of buying Nymex, they might not like the price tag. Recently, Waddell & Reed analyst Ryan Caldwell visited NYSE President Duncan Niederauer, who asked Mr. Caldwell why he thought NYSE stock was suffering, according to Mr. Caldwell.
 Mr. Caldwell said he was concerned about both the NYSE's ability to hit earnings targets and a potentially pricey deal.
 Nelson Chai, NYSE's chief financial officer, said the company's stock should benefit from continued trading-system improvements and a robust environment in Europe. The heaviest traders haven't backed away despite recent worries about the market, he said.
 "The volatility in the marketplace has been good for us," Mr. Chai said. "We get paid on volume, and recently, we've seen record volume."

Sweden faults Borse Dubai

Officials find firm broke the law in move to purchase OMX

By JOEL SHERWOOD AND ALISTAIR MACDONALD

The Swedish financial regulator said Borse Dubai broke the law in building up a stake ahead of a bid for OMX AB, the Nordic exchange operator that it hopes to win from rival suitor Nasdaq Stock Market Inc.
 Although Borse Dubai was not punished for its actions, the United Arab Emirates-based company now has to convince the regulator that it is a suitable OMX owner, should it win the bidding war.
 Government-owned Borse Dubai offered 230 kroner, or \$33.21, a share, in an all-cash bid for OMX, valued at about \$4 billion, a week ago that tops a cash-and-share offer from Nasdaq valued at about \$3.6 billion.

Borse Dubai faces an uphill battle to convince OMX shareholders that its bid is superior. Several shareholders, including the Swedish government, have expressed unease at selling to Borse Dubai because of its government ownership.
 But analysts said the Swedish decision to allow a bid from Borse Dubai puts Nasdaq under pressure to sweeten its offer. Nasdaq Chief Executive Bob Greifeld has been on a Nordic touring blitz this week to shore up support for his cash-and-shares bid, which might entice long-term investors more than cash.
 Nasdaq declined to comment.
 The ruling "gives Borse Dubai the full go-ahead" to pursue its takeover bid, said Fredrik Guttenbrandt at Cheuvreux. "They did something wrong, but they fixed it," he said. He predicted that OMX shares will now "move on continued speculation" of a higher takeover bid.
 On Thursday, the Swedish finance minister said the government, which is selling its 6.6% OMX stake, will factor in the regulator's decision when it looks at the two takeover bids. OMX operates exchanges in seven countries in Scandinavia and the Baltic region, including Sweden, and regulators in all those countries will have a say on the bid.
 The ultimate decision of whether a company is fit to run OMX, though, rests with Finansinspektion, or FI, the Swedish markets regulator, which said Thursday that the announcement by Borse Dubai two weeks ago that it had acquired a 4.9% OMX stake with options to raise this to 23.5% was a takeover attempt and had breached Sweden's takeover rules. But it said that as Borse Dubai has since made a proper bid for OMX, it won't pursue the matter.
 After Borse Dubai asks FI's permission to own OMX, the regulator will have up to 60 days to determine if it is a "fit and proper"

owner. The regulator will look at three central areas: personal conduct, competence and conflicts of interest. This incident could play into its character assessment.
 "Everything will be taken into account when we look into whether or not someone is fit and proper to have a qualified holding in a financial institution," said Gent Jansson, FI's deputy director general and chief legal counsel.
 Mr. Jansson declined to discuss the significance of Borse Dubai's violation.
 "We took every precaution to act in good faith," Per Larsson, Borse Dubai's chief executive—and former head of OMX—said in an interview.
 Some OMX shareholders are worried that governments, some local investors and regulators in the Nordic region are looking for excuses to reject the Middle Eastern exchange's bid for OMX because Borse Dubai is state owned. Mr. Larsson said he doesn't believe that the state control of his exchange will derail his bid.
 The main interest of regulators and governments "is to see if the market is run by rules and regulations and that the market continues to develop," he said. Dubai is pitching its bid as an opportunity for OMX to apply its experience of consolidation in the Nordic region to the Middle East, where there is no developed international capital market.

Adam Ewing contributed to this article

FINANCIAL NEWS **DOW JONES**

Integrating art into wealth management strategy
 The Role of Art in Wealth Management

20 September 2007
 The Arts Club, 40 Dover Street, London

<p>INTEGRATING ART INTO WEALTH MANAGEMENT STRATEGY</p> <ul style="list-style-type: none"> • Impact of wealth creation on the art market • Incorporating art into your wealth management platform • Art as an alternative investment • Strategic portfolio diversification • Opportunities for wealth managers 	<p>LENDING AGAINST HIGH VALUE WORKS OF ART</p> <ul style="list-style-type: none"> • Turning a collection into a working asset • Artworks as collateral • Implementing and managing a lending transaction • Enforcing security interests in art • Loan documents and legal due-diligence 	<p>ART INVESTMENT FUNDS</p> <ul style="list-style-type: none"> • What is driving the emergence of art investment funds? • How does the Art Trading Fund compare with other art funds in the market? • Profile of a target investor • Inefficiencies in the art market • Opportunities for out-performance through active management
---	---	---

The session will run from 3.30pm until 7pm and will be followed by an informal drinks reception.

Cost of attendance is £595 + VAT. Places are limited so be sure to book early.

Contact Rose Hill on t: +44(0)207 309 7747 or erhill@financialnews.com or visit www.efinancialnewsevents.com/artinvestment07

DAS GUTE WOLLEN, DAS BLÖDE TUN... ÜBER DEN POLITISCHEN AUFTRITT IM THEATER

Über den politischen Auftritt im Theater

Maxi Obexer Berlin

Es ist Pfingsten in Berlin; ich betrete das Hebbel Theater, und einen Augenblick muss ich ans Bolschoi Theater in Moskau während der Geiselnahme denken, an Belagerung, guerillabelkleidete und waffenumhängte Geiselnemer, an die seltsam lose und angespannte Zeiteinheit einer Hausbesetzung. Menschen mit Funkgeräten tigern durchs Foyer, aus dem Zuschauerraum sind einzelne Sitzreihen entfernt oder halbiert worden, ein Mittelgang ist auf einmal da, wo sonst die besten Plätze sind, die Bühne selbst eher ein Abstellplatz für Rucksäcke, Bierflaschen, Mikrofonständer, Jacken.

Die Menschen wirken sehr ernst in ihren Unterhaltungen, man traut sich gar nicht nachzufragen, worum es eigentlich geht. Die im Foyer, im Zuschauerraum oder in den Fluren sich aufhaltenden losen Gruppen wirken sehr verbündet. Auch die anderen, die einzeln verteilt auf Treppenstufen sitzen und lesen, trinken, E-Mails verschicken, sind in allem sehr vertieft. Sie alle wissen, dass es um etwas Ernstes geht, wohl um die Sache eben. Die meisten Besucher sind nicht nur einfach Zuschauer, so wie ich, sondern selbst Akteure und Teil eines inzwischen gigantischen Netzwerkes aus linkspolitischen, intellektuellen, subkulturellen und aktivistischen Gruppierungen aus allen Kontinenten. Und das, was hier an vier Tagen stattfindet, nennt sich „Summit“. Es geht um „selfeducation“, um den Zugriff auf das Wissen und darum, wie man sich diesen trotz der Manipulation und Vereinnahmung von Seiten wirtschaftlicher Interessen organisieren kann.

Es ist also keine Geiselnahme, und die Aktivisten weder Geiselnemer noch Guerilleros; anstelle von schwarzgrünen Tarnuniformen und Burkas schwarzer Witwen, ist es hier sehr bunt, bunter auch, als es ein Theaterpublikum normalerweise ist. Manche tragen farbige Angela Davis Perücken, junge Männer coole Hüftthosen, auch Latzhosen mit Trägerhemden und sehr männlichen T-shirts mit V-Ausschnitt. Man sieht junge Frauen, die mehr an

Street live und Jackie Brown erinnern, mit Trenchcoat und hochgeschlagenem Kragen, extrem sexy. Auch das, was fast jeder auf seinem Schoß hält, cool, ein schickes Apple Macbook und am Boden eine Bionade, (Bionade wirbt übrigens seit dem G8-Gipfel mit dem Slogan: „Das offizielle Getränk für eine bessere Welt.“) oder ein Tannenzäpfle. (Was allerdings ein Missverständnis sein muss; der Betreiber der schwäbischen Brauerei soll sich gern im rechten Lager tummeln.) Dass es sich dennoch wie eine Hausbesetzung anfühlt, mag mit der ganz anders auftretenden körperlichen Präsenz der Akteure zu tun haben, und mit der Radikalität dessen, worauf sie nonchalant verzichten, auf das nämlich, was im Theater so wichtig ist, die Rituale, die Geschlossenheit, die zeitlichen und räumlichen Achsen, auf die es so fundamental ankommt, die Magie.

Wenn die Einlässe offen bleiben und das Licht an, sogar Tageslicht eindringt, die Podiumsdiskussionen irgendwann irgendwie beginnen und das Ganze knapp vier Tage anhält, dann ist das Theater, noch bevor irgendetwas Inhaltliches verhandelt wird, bereits radikal anders besetzt. „Gut“, denke ich mir, „warum nicht? Wenn das direkt Politische ins Theater hineingetragen wird, und nicht mehr das Theater selbst auf seine ihm eigene politische Kraft zugreift, dann vielleicht, weil es ihm abhanden gekommen oder schlicht egal geworden ist.“

Ich muss an Ingrid Caven denken, eine der Fassbinder-Schauspielerinnen, die davon sprach, mit welcher physischen Kraft sie die Kunst in Anspruch nahmen, wie sehr diese Kraft davon angetrieben wurde, dass man die Dinge anders haben wollte, als sie waren, und wie sehr man sich einig war, dass für sie die Form, die künstlerische Form ihr Mittel war. Dass künstlerische Kraft aus dem Willen zur Veränderung entsteht – und die Form ihr Maßstab ist.

Hier also jetzt direkt Politisches ohne Form – und Formlosigkeit als Radikalität. Doch trotz aller Selbstverständlichkeit, mit der das Theater gerade enttheatralisiert wird, irgendetwas Untergründiges scheint noch zu pulsieren – aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein.

Es ist nicht zum ersten Mal und vor allem nicht in Berlin, dass in einem Theaterhaus Politisches verhandelt wird. Die Volksbühne hat es u. a. auch mit gesellschaftspolitischen Diskursen geschafft, wieder Leute in ein Theaterhaus zu bringen, denen das Theater längst vorher zu blöd und zu kindisch geworden war. Inzwischen ist es ein Magnet, an dem zahlreiche künstlerische wie gesellschaftliche Auseinandersetzungen stattfinden. Andere Häuser, die darin ein Erfolgsprinzip erschnüffelten, sind gnadenlos gescheitert. Man hat es vielen nicht abgenommen, wenn sie, wie aus dem Zauberhut gegriffen, ein bisschen auf Glaubenskrieg und kulturelles Miteinander setzten.

Die Volksbühne hat es ernster gemeint und klüger umgesetzt. Etwas Entscheidendes hat sie allerdings immer gewusst: wenn politische Veranstaltungen wie „Scheitern als Chance“ mit Christoph Schlingensief, „Empire“, die Lesung von Michael Hardt und Toni Negri, oder Feridun Zaimoglus „Kanak Attack“ Kultstatus erlangt haben, dann auch deshalb, weil immer klar war, dass wir im Theater sind, und, eben weil wir im Theater sind, ein Anspruch ans Format besteht. Es wird immer ein Ort der Darstellung sein, egal, ob darin die Serien von Daimler Chrysler, Bioschafe oder politische Theorien gehandelt werden, und damit eine weitere Ebene, die betrachtet wie – und nicht nur dass etwas verhandelt wird. Man kann es auch einfach nur den theatralischen Auftritt nennen. Es gibt solche, die deshalb der Volksbühne den Hang zum Spektakel vorwerfen, der den theoretischen Diskurs in eine große

Öffentlichkeit gestellt und ihn dadurch popularisiert und verbilligt hätte.

Doch eine Frage hat man sich in der Volksbühne nie gestellt: Warum diskutiert man das ausgerechnet im Theater, warum nicht an der Uni, am Institut für Politikwissenschaft, dort gehört es doch hin? Das ist entscheidend. Es gibt nämlich einen klaren Unterschied, wie etwas an der Uni und wie etwas in der Volksbühne zur Diskussion gestellt wird, beide Formen geben sich selbstverständlich, und der politische Auftritt im Theater gibt sich als etwas, das grundfundamental zum Theater als öffentlichem und damit per sé politischem Ort gehört.

Na gut. Jetzt also ins Hebbeltheater; es ist dazu eines der wirklich schönen Theaterhäuser in Berlin, es ist edel und funktional, in Form und Größe nahezu vollkommen, mit einem zurückhaltenden Interieur aus edler Zitronenholzvertäfelung, das nicht, wie manches barocke Haus, zeitgenössischen Gruppen das befremdliche Gefühl gibt, doch irgendwie ziemlich deplaziert zu sein. Wohl deshalb war es immer schon ein begehrter Ort für die neueren Kunst- und Theaterformen und für eine progressive Auseinandersetzung mit darstellender Kunst. Jo Fabian, Richard Maxwell, Christoph Marthaler – um nur ein paar meiner persönlichen Entdeckungen zu nennen – begegnete ich zum ersten Mal im Hebbel.

Ich sehe mir das Programm zum Summit noch zu Hause an. „Hosting the general intellect“, so lautet einer der Titel, der mich zwingt, zum Wörterbuch zu greifen. „Ah“, denke ich mir, „wie interessant, dass host und hostage, also Wirt und Geisel, im Englischen sehr dicht beieinander liegen. Ich bin gespannt. Zuerst stellt sich jeder der Veranstalter vom Summit vor; man wolle kein Gegen- und kein Anti- und auch kein Alternativgipfel sein, man wolle das alles jedenfalls nicht.

Und was dann? Möglich, dass ich es vergessen habe oder es wurde nicht gesagt, jedenfalls etwas anderes als das – aber auch nicht das andere zum Gipfel, jedenfalls.

Gut. Dann gibt es drei Vortragende, einer aus England, der zweite aus Italien, der dritte aus Indien. Der erste spricht von Gastfreundschaft, um dann, etwa nach zwanzig Minuten mit der Erkenntnis zu schließen, dass im Englischen die Begriffe host“ und „hostage“, also Wirt und Geisel, verdächtig nahe zusammenrücken. Was uns zu denken geben müsse.

Was? Dazu reicht die Zeit nicht. Der zweite spricht als Kurator eines Museums davon, dass er sich einerseits als Gast in seinem Museum begreift, andererseits als Gastgeber im Hinblick auf die von ihm eingeladenen Künstler. Weshalb man sich den Gast und den Gastgeber als Paradoxon denken müsse.

Ah. Der dritte spricht von den Hindus in Indien, und dass sie mit Gastfreundschaft etwas anderes meinen als ... irgendwie andere. Kann sein, dass ich gerade ein bisschen weggenickt bin. Als nächstes kommt ein Statement, das unter dem Titel „Public editing of the declaration“ firmiert. Ein Berliner Kurator, neuerdings auch Theatermacher, spricht davon, dass er gerade Theater macht in Antwerpen und überhaupt den Dialog ganz toll findet.

„Wie arm eigentlich,“ denk ich da, „dass einer im Theater über den Dialog monologisiert, anstatt ihn aufzuführen, den echten, dramatischen, den, der ganz zart in die Schärfe zielt. Irgendwann ist er glücklicherweise fertig, nur ich frage mich verzweifelt, ob das jemals wieder aufhören wird, das Ganze?

Plötzlich jedoch gibt es einen Knall. Einer aus dem Publikum war aufgestanden und hat sein schwarzes Macbook auf das Podiumspult gehauen, just zu dem Zeitpunkt, als der zweite Redner, der Kulturtheoretiker Diedrich Diederichsen, gerade beginnen wollte: „Wie kommt ihr

eigentlich dazu, öffentlichen Raum zu beanspruchen, um dann diese Scheiße von euch zu geben? Wisst ihr eigentlich, warum es hier geht?“ Schweigen. Der Kurator stammelt, dass er sich bis jetzt mit dem Summit noch nicht beschäftigen konnte, da er eben bis heute noch Theater machte – von da an hört er nicht mehr auf, in sein Notizbuch zu zeichnen. Es wird unruhig. Dann, zielgerade in die Angespanntheit hinein, sagt Diederichsen: „Um ehrlich zu sein: ich weiß nicht genau, warum ich hier bin und warum ich eingeladen wurde.“

„Dann hau doch ab!“, „Warum bist du dann hier?!“

„Ich frage ja gerade euch, warum ich hier bin, warum habt ihr mich denn eingeladen?“ Der Veranstalter meldet sich: „Es ist wichtig für uns, dass auch Personen von außerhalb einen Standpunkt vermitteln.“

„Wozu? Zu welcher Frage soll ich meinen Standpunkt abgeben? Das ist mein Problem mit diesem Summit hier, glaube ich. Niemand wird etwas gegen Gastfreundschaft haben und gegen die Offenheit auch nicht, noch weniger gegen den Dialog und den Austausch sowieso nicht, und am Ende müsste man sich jeden Begriff als paradoxen denken, nur, wozu?“

Ein junger Römer, antiglobal, gibt sich betroffen und enttäuscht über wirklich alles, „der Weg von Rom bis Berlin ist ziemlich weit, um so enttäuscht zu werden.“ „Außerdem!“, schreit ein anderer, „kotzt es mich an, dass immer englisch gesprochen wird, die Sprache der Imperialisten!“ „Dann sprich doch jemenitisch!“, ruft ein anderer, „wir werden dich alle verstehen!“ Eine Philosophin mahnt mütterlich und erklärt: „Ich habe an einem einzigen Tag 20 neue Begriffe kennen gelernt! Das ist doch schon ein Gewinn!“ Doch in der Zwischenzeit hat der Englischkritiker dem Jemenitenvorschläger das Mikrophon an den Kopf geworfen. „Vielleicht sollten wir die Techniker fragen, wann wir das hier beenden wollen“, lautet der zarte Versuch eines der Veranstalter zur Mäßigung. Ein älterer Herr erhebt sich: „Wir denken doch alle gleich.“ „Und wollen dasselbe!“, stimmt ihm ein anderer zu, „Deshalb sind wir schließlich hier!“, wirft ein Dritter ein, „Nämlich um etwas zu verändern!“ Er wird in seinen Stuhl gerissen. Andere lachen. Andere könnten weinen.

In diesem Moment fehlt der Situation gerade alles, um nicht ausweglos zu sein. Sie ist, dramatisch gesagt, vollkommen tragisch verdichtet. Und es geht weiter so, noch lange.

Der Podiumstisch löst sich unauffällig auf, aus Verlegenheit setzen sich die Veranstalter dorthin, Diederichsen nimmt dezent seine Jacke vom Stuhl, greift sich sein Bier und setzt sich in eine der Sitzreihen – er beobachtet jetzt als Zuschauer. Was man versteht. Denn was sich hier gerade abspielt, das ist Theater. Mit allem, was dazu gehört, einem Anstieg ins Unerträgliche, einem handfesten Knall, einer erlösenden Katharsis – und einer nicht nur situativ, sondern auch existentiell bohrenden Frage: „Aber wie, wie soll es anders werden?“, während die Dynamik unaufhaltsam ins gründliche Unheil führt.

Die Akteure sind benommen bis verzweifelt und befinden sich damit in einer klassisch tragischen Konstellation: autonom agierend und doch ungewollt hineingestellt in einen größeren historischen Zusammenhang des Scheiterns. Spätestens da ist im Theater der Punkt erreicht, an dem man beginnt, die Figuren zu lieben.

Ja, jetzt ist es da, das Theater mit seiner ganzen Fülle. Komisch, tragisch, traurig, lustig, absurd, auf fast schon hohem Niveau – und alle Altersklassen umfassend. (Immerhin! Im richtigen Theater werden die älteren Schauspieler aus Kostengründen gern eingespart.) Die Spannung, die von Anfang an da war, die unterdrückte und zugleich untergründige und verborgene Kraft des Theatralischen hat sich mit dem

ersten Konflikt aufgerichtet, um sich jetzt den vollen Auftritt zu geben.

Wie eine alte, bereits verscharrte Diva steht sie da, verdreht, lüstern, frivol – und ewig hinterlistig. Vor ihr im Zuschauergraben die menschliche Masse in ihrer selbstzerstörerischen Lust, was immer schon eines ihrer großen Themen war.

Das Gute zu wollen und das Böse – zumindest das Blöde – immer wieder zu tun.



Hebbel am Ufer - Hau, Berlin

DER HISTORIKER DES ZWEIFELS

Vincent Labaume
La Nonnerie
(Vendée/Frankreich)
23. Juli 2007

Im Zweifelsfall
vertraue deiner
Paranoia!
– Ray Davies

Ich gehe durch einen runden Gang mit einheitlicher elektrischer Beleuchtung. Quadratische Deckenleuchten sind in regelmäßigen Abständen angebracht. Dieses Licht dient nur dazu, dass man sieht, wohin man tritt, in neutraler Ausleuchtung und ohne Atmosphäre. In gleichmäßigen, aber weiteren Abständen als die Deckenleuchten sind Glasflügeltüren angebracht, die sich, angetrieben von einem elektronischen Sensorensystem, beim Durchgehen öffnen. Sie grenzen Kreuzungswege von schräg dazu verlaufenden Wegen nach innen, dem Zentrum des Gebäudes, ab und öffnen sich nach außen hin zu Ebenen mit Stiegen und Aufzügen. Aus verborgenen Lautsprechern in der Decke dringt leise mehr oder weniger vertraute Musik, die eine Art Euphorie hervorruft. Ich könnte mich nackt ausziehen und wie ein Wilder tanzen, oder ein neues Vermessungssystem erfinden ..., oder auch bis zur Atemlosigkeit laufen. Aber nein. Ich könnte klettern, auf dem weißen Boden mit grauer Marmorierung trainieren, eine sich sanft vorwärts bewegende Nacktschnecke sein und Schleim absondern. Aber nein. Während ich gehe, stelle ich mir immer wieder alle möglichen Aktionen vor, entschiedene Schritte und laszives Hüftenschwingen. Wohin gehe ich? Ich weiß es nicht. Ich gehe mit erhobenem Haupt und mit dem einzigen Bestreben, mich niemals umzudrehen.

Vor langer Zeit, vor Jahren oder vielleicht vor einigen Augenblicken habe ich mich umgesehen, nachdem ich aus dem Augenwinkel heraus, gerade noch an der Grenze meines Sehfeldes, etwas wahrgenommen hatte. Ohne dass es mich jedoch gelähmt hätte und ohne dass ich meinen Schritt allzu sehr gezügelt hätte. Was war es? Ich könnte es nicht sagen. Im Grunde ist es mir lieber, es nicht zu wissen. In der Erinnerung nimmt alles die Gestalt von Aas an, oder jedenfalls von einem Haufen verfauten Fleisches. Ein eisiger Schauer durchfährt mich schon allein bei dem Gedanken daran. Doch es wird wohl ein Stück Stoff gewesen sein, ein zu einem Knäuel zusammengeknülltes Kleidungsstück oder vergessener Abfall.

Ich denke jedenfalls lieber, dass es so etwas war. Aber noch lieber schaue ich gerade vor mich hin, ohne an die am Rande vergessenen Dinge zu denken ... Wenn nur die Krümmung des Raumes diese Geradlinigkeit des Blickes nicht behinderte! Wider willen

bin ich doch der Historiker eines beständigen Zweifels. Soll ich darüber schweigen oder es aussprechen?

Ein alter Historiker, den ich zufällig kennen gelernt hatte, ich weiß nicht mehr wo, sagte mir eines Tages: „Wenn ich schweige, zweifelt man an meiner Kompetenz; und wenn ich spreche, hält man mich für einen Hund, der seine Häufchen zu Füßen des Herrchens macht ...“ Historiker ... Eigenartige Vorgehensweise für einen Wanderer, wenn man es genauer bedenkt! Während des Vorwärtsschreitens muss man nach Gründen suchen, weshalb manches nicht voran geht, anderes unwiederbringlich hinter einem zurück bleibt oder durch das Weggehen so bleibt, wie es ist. So muss man sich zum Beispiel diesen Gang vorstellen, seine Beleuchtung, die Abstände der Deckenleuchten und der Glasflügeltüren, die heiteren Melodien, die von irgendwoher dringen ... und dann, das Wesentliche, das Gehen selbst, als ob dies nicht von der Öffnung der Türen bestimmt wäre wie in diesem Fall, sondern von der gesamten Architektur, in der sich dieses Gehen ereignet. Schlimmer noch, vielleicht, als ob dieses Vorwärtsgen nur der Begegnung mit sich selbst dienen würde, in einem sich immer wieder erneuernden Kreislauf des Suchens. Man kann sich sehr leicht vorstellen, welche Kopfschmerzen dies zur Folge haben kann, wenn man die ganze Aufmerksamkeit in solch einer Schräglage auf den Fortschritt lenkt, auf den unwiderstehlichen Drang, der uns vorwärts treibt, zum nächsten Schritt und den übernächsten und zu noch weiteren Schritten ...

Gehen, nach vorwärts streben, zwingt einen diese Handlung nicht, den Ort, den man durchmisst, ein wenig zu vernachlässigen? Und wäre dieser Ort von Beginn seines Fortschritts an unverändert, muss man dann nicht immer noch an seinen im Kern doch transitorischen Charakter glauben und so sich auch einem möglichen darüber hinaus Schreiten stellen? Gewiss, es ist mir zu jedem Zeitpunkt möglich, eine Abkürzung durch jene quer verlaufenden Alleen zu nehmen, um in das Zentrum des Gebäudes zu gelangen, dessen Gang eine Art einheitlicher Krone bildet; ich könnte auch eine der Stiegenaufgänge benutzen oder einen der Lifte, um schnell die Ebene zu wechseln und damit meine volle und ganze Freiheit in meinem Umherirren unter Beweis zu stellen. Das könnte ich wohl machen. Warum tue ich dies aber nicht? Auf gewisse

Weise würde es bedeuten, dass ich einen Rückzieher mache; es würde bedeuten, die Entscheidung, nach vorwärts zu streben, die ich zu Beginn gefällt hatte und die mit jedem neuen Schritt in dieser seitdem ununterbrochenen Bewegung bestätigt wurde, ein wenig zurückzunehmen. Mehr noch, es wäre sinnlos zu glauben, dass ich mit diesen ruckartigen Stößen und den immer wieder neu einsetzenden Antrieben und dem Ignorieren der Querverbindungen auf welche Art und Weise auch immer die psychologische Relevanz, die mir jener auferlegte Fortschritt diktiert, auslöschen oder verändern könnte. Was den Einfluss auf psychologische Gegebenheiten anlangt, so ist schon öfter festgestellt worden, dass die Vorwärtsbewegung in Kreisen freiere und abstraktere Gefühle und Gedanken hervorrufen würde als ein sich vorwärts Bewegen in geraden oder gebrochenen Linien. So weckt dieser gleichförmig gekrümmte Gang in mir ein beruhigendes Gefühl, das an jene Empfindungen erinnert, die Gefangene beschreiben, wenn sie jahrelang gezwungen wurden, tägliche Rundgänge zu machen. In der Tat bekämpft nichts stärker das Gefühl von Eingeschlossenensein – und es scheint, auch jene quälenden Anwandlungen von Ausbruch – als dieses Gehen im Inneren eines eingezäunten Grundstücks, sei es auch noch so klein. Ist dieses Phänomen nicht besonders gut an Kindern zu beobachten, die man als „autistisch“ bezeichnet, die den Schraubstock ihres depressiven Zustandes dann lockern können, wenn sie Ellipsen und Kreise nachzeichnen, wenn sie ihre physische Position verändern, auch wenn es mit den Augen eines unaufmerksamen Betrachters fahrig, nicht nachvollziehbare und unzulängliche Bewegungen sein mögen?

So erfahre auch ich in diesem Augenblick, wenn ich in regelmäßigen Schritten durch jenen runden Gang gehe, weder ungeduldig noch zögernd, etwas von jenen ersten Schritten einer mehr oder weniger depressiven Kindheit und suche in der Regelmäßigkeit die mentale und verhaltensmäßige Sicherheit, die mir die menschliche Evolution anscheinend nicht garantieren konnte.

Fortsetzung folgt...



Jean-Luc Moulène
En chemise, Paris, 12. April 2007

universal truths
shouldn't be
all that hard
to find

first
count the legs
and divide by four

second
let the philosophers decide
whether the result
is cows, pigs, horses
et cetera
or jackasses

third
ask me
and i'll tell you
what you can do with them